

Otto Friedrich Bollnow

SPRANGERS ALTERSWERK - WEGE EINER ALTERSERKENNTNIS*

Sprangers Gestalt hat für viele von den Jüngeren eine fast symbolische Gültigkeit erlangt, weil sich darin für sie eine große geistige Überlieferung verkörpert, die heute dahinzuschwinden droht und die sie doch nicht preiszugeben gewillt sind. Aber wenn man fragt, an was man denkt, wenn man den Namen Spranger hört, so sind es wohl für die meisten die Werke der zwanziger Jahre, die „Lebensformen“ und die „Psychologie des Jugendalters“ und die kulturpädagogischen Schriften dieser Zeit. Schon die hohen Auflagezahlen - die „Psychologie des Jugendalters“ hat es bisher zu 26 Auflagen gebracht - spiegeln die starke Wirkung dieser Werke. Durch diese Bücher ist das Bild Sprangers für eine breitere Öffentlichkeit bestimmt. Das bedeutet nicht, daß die späteren Bücher nicht auch gelesen würden. Ein bloßer Blick auf die Auflageziffern genügt, um das zu widerlegen. Aber sie haben bisher nicht zu einer hinreichend eingreifenden Erweiterung des von ihm bestehenden Bildes geführt. Sie erschienen für die meisten nur als Fortführung und als inhaltliche Ausbreitung seiner früheren Arbeiten. Und dennoch ist bei Spranger im Verlauf seines Schaffens eine ganz wesentliche Entwicklung zu verzeichnen, in der nicht nur immer neue Probleme angegriffen wurden, sondern sich auch die ganze Art seines Denkens und dessen Ausdruck im sprachlichen Stil wesentlich wandelt.

Ich kann hier nicht den ganzen Weg dieser Entwicklung nachzuzeichnen versuchen. Das würde ein ganzes Buch erfordern. Ich will nur beim Endpunkt dieser Entwicklung, den Schriften der beiden letzten Jahrzehnte, einsetzen, diese in ihrer Eigenart ins Bewußtsein zu heben versuchen und damit zugleich ein Licht auf das Ausmaß des in diesem Schaffen zurückgelegten Lebenswegs werfen.

Wenn sich heute langsam die Erkenntnis Bahn bricht, daß das hohe Lebensalter einen eignen tiefen Zugang zu Geheimnissen des [645/646] Lebens hat, der den jüngeren Menschen verwehrt ist, so gewinnen die im hohen Alter entstandenen Schriften eine gesteigerte Wichtigkeit, und wir werden uns ihnen mit besonderer Ehrfurcht nahen.

Nun darf aber die Behauptung von der tiefgreifenden Wandlung nicht so verstanden werden, als ob die Altersschriften zusammenhanglos neben denen der früheren Jahre stünden. In gewisser Weise ist Spranger sich sehr gleich geblieben, und die großen Themen seines Denkens hat er schon in erstaunlich jungen Jahren ergriffen und dann folgerichtig festgehalten. Fast jeder der in den Altersschriften auftretenden Gedanken hat schon eine lange Geschichte und läßt sich bis weit in die früheren Schriften zurückverfolgen. Doch davon soll an dieser Stelle nicht die Rede sein. Was sich ändert, ist nur die Art, wenn wir so sagen wollen: der Stil seines Denkens und die ganze Lebensstimmung, in die dieses eingebettet ist. Und darauf soll hier allein der Nachdruck gelegt werden. Dabei sei aber von vornherein bemerkt, daß uns jede psychologisierende Betrachtung nicht nur als taktlos, sondern auch als sachlich unangemessen erscheinen würde. Es geht hier nicht um das Persönliche, sondern nur um das Sachliche, um die Art der Weltbetrachtung, die sich in Sprangers Alterswerk ausdrückt.

Um das Bild einigermaßen zutreffend zu zeichnen, dürfen wir allerdings den Begriff des Alters nicht zu eng fassen, sondern müssen schon auf die frühen vierziger Jahre zurückgreifen, also auf eine Zeit, in der Spranger eben erst 60 Jahre alt geworden war und man von einem eigentlichen Alterswerk noch nicht gut sprechen kann. Aber hier setzen mit besonderer Deutlichkeit einige

* Erschienen in: Ztschr. Universitas, 17. Jg. Juni 1962, Heft 6, S. 645-661. Nachdruck in: Blätter des Pestalozzi-Fröbel-Verbandes Jg. 13, 1962, S. 103-114. Hier ist S. 101 f. eine Gratulationsadresse zu Sprangers 80. Geburtstag beigelegt, die im Anhang wiedergegeben wird. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks in der „Universitas“ sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

Entwicklungslinien ein, die wir im folgenden zu verfolgen haben. Dadurch vermehrt sich aber zugleich die Schwierigkeit. Sprangers Altersschaffen ist, wie schon ein Blick auf die von Th. Neu besorgte Bibliographie lehrt, so umfangreich und so vielschichtig, daß man nur einige bezeichnende Grundzüge herauszulösen versuchen kann. Solche sind vor allem eine stärkere religiös-metaphysische Grundhaltung und eine Rückwendung zum ganz Einfachen. Weitere Züge werden wir nur am Rande berühren können.

Der erste Gesichtspunkt bezieht sich auf ein verändertes Verhältnis zur Religion und zum Christentum. Zwar läßt sich von einem veränderten Verhältnis nur in einer relativen Weise sprechen. Der religiöse Gedanke gewinnt jetzt ein verstärktes Gewicht, er erhält zugleich eine neue Gestalt, aber er ist nicht schlechthin neu. Man muß sich nur erinnern, daß in den „Lebensformen“ die religiöse [646/647] eine der dort unterschiedenen sechs Formen und in bestimmter Weise sogar die höchste unter ihnen war und daß in der „Psychologie des Jugendalters“ sehr ausführlich von der Entwicklung der jugendlichen Religiosität die Rede war. Aber gemessen an den späteren Formulierungen war es damals eine sehr abstrakte wertphilosophische Bestimmung, so wenn etwa der „religiöse Sinn“ als „die Bezogenheit auf die Werttotalität, die in einem höchsten Werte gipfelt“, bestimmt wurde. In der hier zu betrachtenden späteren Entwicklung gewinnen diese Gedanken, offensichtlich zugleich unter dem Eindruck des inzwischen ausgebrochenen schrecklichen Krieges, gegenüber der früheren kühlen wertphilosophischen Distanziertheit eine neue Dringlichkeit und eine veränderte, dunkler gefärbte und persönlicher bedrängende Gestalt.

Am Anfang dieser Entwicklung steht der Vortrag über „Weltfrömmigkeit“ aus dem Jahr 1940, und von ihm führt die Linie hinüber zu dem elf Jahre späteren, aus neuer Besinnung erwachsenen Vortrag „Der unbekannte Gott“ (1951). Spranger ist tief beunruhigt durch die „fortschreitende Abflachung der inneren Welt“ und das „Dahinschwinden der religiösen Substanz beim deutschen Volke seit reichlich 100 Jahren“, und er fragt nach den Mitteln, dieser unglücklichen Entwicklung entgegenzuwirken. Aber im Unterschied zu der vorherrschenden, stark durch Karl Barth beeinflussten Richtung in der gegenwärtigen evangelischen Theologie, die nur in einer radikalen Abkehr vom Idealismus und der deutschen Klassik die ursprüngliche Religiosität wiederherstellen zu können glaubt und dadurch oft in eine neue Form der Orthodoxie hineingedrängt wird, fühlt sich Spranger auch weiterhin im Zuge der Überlieferung stehend und sucht von ihrer Ausgangsstellung her nach einer „freien christlichen Haltung“, die an der Diesseitsverbundenheit des modernen Menschen festhält, er sucht nach einem „neuen Stil des religiösen Lebens, den man als weltverbundene Frömmigkeit, als Weltfrömmigkeit bezeichnen kann“.

Um den Begriff der Weltfrömmigkeit im Sinn Sprangers richtig zu verstehen, muß man ihn nach drei Richtungen hin abgrenzen:

a) Spranger findet dieses Wort bei Goethe vor, aber er verwendet es in einem andern Sinn, als es bei diesem der Abbé in den „Wanderjahren“ gebraucht hatte: Es meint nicht eine in die Weite der Welt ausgreifende Form der Frömmigkeit im Unterschied zur Beschränktheit auf den engeren häuslichen Bereich, sondern im Gegensatz zu einer rein aufs Jenseits gerichteten Religiosität eine Haltung, die sich dieser unsrer diesseitigen Welt in inniger Verbunden- [647/648] heit zuwendet, eine „andächtige Liebe zu den Dingen dieser Welt“, in denen sie das Göttliche durchschimmern sieht, und die dieses Leben selber als heilig empfindet. Den reinsten philosophischen Ausdruck dieser Haltung sieht Spranger neben den Werken vieler neuerer Dichter in der Philosophie des Erlebnisses im Sinne Diltheys.

b) Er sieht diese im Irdischen verwurzelte Form der Frömmigkeit aber nicht nur in einem andächtigen Gestimmtsein des Gefühls oder einem entsprechend ehrfürchtig frommen Geist der wissenschaftlichen Forschung, sondern findet sie zugleich in der tapferen Art des tätigen Lebens verwirklicht, die das Gebot der Pflicht erfüllt, ohne nach einer letzten Sinngebung des Lebens zu

fragen. Friedrich der Große, der von ihm verehrte „Philosoph von Sanssouci“, erscheint als die große Verkörperung einer solchen Lebenshaltung. Damit erweitert sich der Gedanke der Weltfrömmigkeit in einer bezeichnenden Weise. Zwar ist das Kantische Ethos einer durch keinerlei metaphysische Garantien getragenen unbedingten Pflichterfüllung seit den Anfängen ursprünglicher Sprangerscher Ansatz, Ausdruck seines „preußischen“ Geistes, aber das hat zunächst noch nicht viel mit Frömmigkeit zu tun. Jetzt aber zieht Spranger diese Haltung in einer ganz neuen Weise heran: nicht mehr im ethischen Zusammenhang als die von ihm vertretene sittliche Forderung, sondern als ein Faktum, das wir vorfinden: daß es Menschen gibt, in denen dieses Ethos verwirklicht ist, und daß wir selber in uns die unbedingt fordernde Stimme des Gewissens spüren, und von hier aus setzt er mit der Frage nach der Deutung ein: Was können wir daraus schließen, daß es Menschen mit dieser tapferen Lebenshaltung gibt? Welche letzten Voraussetzungen müssen immer schon gemacht sein, wenn sie überhaupt möglich sein soll? Und was offenbart sich zugleich für uns selber in der Stimme unsres Gewissens?

Das ist die neue Richtung der Fragestellung. „Wir müssen überall aufmerksam sein auf die unausgesprochenen Voraussetzungen, aus denen heraus wir leben und handeln.“ Diese gilt es ins Bewußtsein zu heben. Und so findet er, daß jenseits aller bestimmt formulierten Sinngebung des Lebens irgendeine unbestimmte Weise der Sinnhaftigkeit doch vorausgesetzt werden muß, wenn der Mensch unverdrossen seine Pflicht tun soll. Er braucht dabei die dunkle Empfindung: „Es lohnt sich irgendwie.“ Was sich in dieser Empfindung unfassbar und doch eindringlich dem Menschen offenbart, das bezeichnet Spranger als den „unbekannten Gott“, denn es ist eine höhere Welt, die sich hier auftut. Spranger spricht auch von [648/649] metaphysischen Gefühlen, in denen sich uns der Sinn unsres Lebens erschließt. Und unter diesen ist es in erster Linie die fordernde Stimme des Gewissens. „Wofern es ein Gewissen gibt, stellt es uns ... unmittelbar vor die Ewigkeit.“ „Da greift gleichsam eine Hand von oben in unsern Lebensaufbau hinein ... Die Pforten einer höheren Welt scheinen sich zu öffnen.“ Damit aber weitet sich die ethische Problematik in eine neue, metaphysische Dimension.

c) Diese Wendung offenbart ihre volle Tragweite aber erst, wenn wir noch eine weitere Seite hinzunehmen, die für Sprangers Begriff der Weltfrömmigkeit wesentlich ist. So wie sie sich in den überlieferten Formen darbietet, bleibt die Weltfrömmigkeit nämlich „eine durchweg harmlose Betrachtung der Welt“.

Sie ist von einem oberflächlichen Optimismus getragen und verschließt ihr Auge vor den unheimlichen Mächten, die alle harmonische Sinngebung des Lebens zersprengen: dem Tod, der Verzweiflung, dem Fremdheitsgefühl in der Welt. Oder wie sie im „unbekannten Gott“ aufgezählt werden: dem Schicksal, der Unvollendbarkeit jedes Werks und der Zeitlichkeit. Es sind die existentiellen Erschütterungen des Lebens, und damit werden auch die Motive der Existenzphilosophie von Spranger ausdrücklich aufgenommen, wenn auch vielleicht weniger in der Form der aktiv zugespitzten Verzweiflung als im Gefühl einer tiefen Resignation. Es ist ein Gefühl der „tiefen Brüchigkeit des Menschenlebens, wie es nun einmal ist“. „Das Menschenleben in der Welt kann gar nicht zum Glück führen.“ „Das Leiden in der Welt überwiegt alles Positive.“

Es ist ein ganz neuer Grundton, der von jetzt an Sprangers ganzes späteres Lebenswerk durchzieht, das Bewußtsein einer unaufhellbaren Dunkelheit und einer alles begleitenden Trauer. Fast könnte man fragen, ob er in seiner früheren Zeit selber noch einer solchen „harmlosen Betrachtung“ angehangen habe. Aber vielleicht führt hier eine Beobachtung weiter, die Spranger einmal am alten Goethe gemacht hat: „Es gehört zu Goethes tiefster Wesensbestimmtheit, daß er über das Tragische schweigt. Er gestaltet es erst, wenn er das Versöhnliche gewonnen hat.“ Das scheint zugleich ein Leitfaden zum Verständnis Sprangers zu sein. Daß er in seinen früheren Schriften von den leidvollen Seiten des Lebens so wenig sagt, bedeutet nicht, daß er wenig davon gewußt hätte. Wer Spranger in den zwanziger Jahren als akademischen Lehrer erlebt hat, der empfand den Schatten, der schon damals über seinem Wesen lag, eine tiefe Resignation, wie sie

aus dem Wissen von den Grenzen des Menschlichen und der Unzulänglichkeit allen unsern Tuns ent- [649/650] sprang, oft gradezu etwas wie eine Bitterkeit. Aber das blieb ungesagt am Rande. In die geschliffen klaren Formulierungen seiner Darstellung ging es nicht ein. Erst als er die dunklen Seiten versöhnend aufzunehmen verstand, gewährte er ihnen Einlaß in sein Werk, und so gehört beides innerlich unlösbar zusammen: daß er in den Schriften, in denen er zuerst die sinnfeindlichen Mächte des Lebens heraushebt, zugleich darüber hinausführt, indem er sie versöhnend in das Ganze des Lebens hineinnimmt, das selber dann wiederum unter deren Einfluß vertieft und verwandelt erscheint. Und so entsteht hier die Formel, die seitdem in ähnlichen Formulierungen häufiger wiederkehrend den Grundzug seines Wesens bestimmt: „daß das Positive in unserem Dasein endgültig recht habe und daß das Negative nur etwas sei, das schließlich überwunden werden könne“.

Diese letzte Überzeugung ist aber, wie Spranger ausdrücklich betont, unbewiesen und unabweisbar. Sie kann nur in einem inneren Aufschwung der Seele erreicht werden. Und soll sie mehr sein als eine billige Illusion, so muß sie in einer inneren Verwandlung der Seele selber erungen werden. Das ist es, was Spranger mit einem Wort, das er zugleich als bedeutungsvollen Titel für den Sammelband seiner Vorträge herausgehoben hat, als „Magie der Seele“ bezeichnet. Dies Wort ist zuerst in einem Vortrag über „die Schicksale des Christentums in der modernen Welt“ vom Jahre 1943 geprägt. Wir können hier natürlich nicht den Weg nachzeichnen, auf dem Spranger die Wandlungen des Christentums darstellt, von der magisch-mythischen Urform über das rationale, das moralische, das spekulative und schließlich das historische Christentum. In ihrer Abfolge zeigt sich jener zunehmende Substanzverlust, dessen Folgen in der Gegenwart so deutlich hervortreten, und diesen sucht Spranger in einer gewissen Annäherung an die magischen Ursprünge wieder auszugleichen. In diesem Zusammenhang ergibt sich für ihn die Frage nach dem „unverlierbaren Sinn“ der Magie, die zugleich die Notwendigkeit einer neuen, tieferen Deutung einschließt. Spranger hatte schon in einer früheren, im Umkreis der Kulturphilosophie entstandenen Arbeit über „die Urformen des Wirklichkeitsbewußtseins“ darauf aufmerksam gemacht, daß solche scheinbar „primitive“ Formen des Bewußtseins, wie sie die Völkerkunde und Kinderpsychologie uns zugänglich machen, nicht einfach vergangen und durch das moderne theoretische Bewußtsein verdrängt sind, sondern, wenn auch in teilweise verwandelter und in ihrem Anwendungsgebiet einge- [650/651] schränkter Form, noch beim heutigen erwachsenen Menschen als meist verborgene aber dennoch tragende Grundsicht erhalten bleiben. Auf die Einzelheiten in der Darstellung dieser Urschichten, für die Spranger in manchem auf die Gedanken Lévy-Bruhls zurückgreift - der Gedanke der mystischen Partizipation, des physiognomischen Blicks, die starke Wandlungsfähigkeit der Dinge, das Fehlen der Spaltung zwischen Subjekt und Objekt usw. - können wir hier nicht weiter eingehen. Das für den gegenwärtigen Zusammenhang Entscheidende ist, daß diese Wesenszüge des „primitiven“ Bewußtseins für das Verständnis der Gegenwartsbedeutung der Magie aufgenommen werden. Zwar haben die magischen Verfahrensweisen ihre Macht über die Außenwelt verloren, seit die moderne Naturwissenschaft die Welt entzaubert hat, und diese Entwicklung können wir nicht wieder rückgängig machen so sehr wir auch die dadurch bedingte Verarmung des Lebens beklagen mögen. Aber trotzdem, so fährt Spranger fort, hat die Magie auch heute noch ihre Berechtigung behalten, sobald man sie auf die menschliche Seele anwendet. Magische Praxis ist - sinnvoll verstanden - auch heute noch möglich. Sie bedeutet jetzt „innere Kraftgewinnung“ der Seele, „Veränderung im Subjekt“, „Erhöhung des eigenen Wesens“. In diesem Sinn heißt es bei Spranger: Die magische Praxis hat für die Gestaltung der äußeren Welt mit dem Siegeszug der rationalen Technik ihr Recht verloren ... Jedoch in der seelischen Welt sind Wunder immer möglich, vorwiegend in der Form einer Kraftsteigerung der Seele, vermöge deren sie sich gegen den dumpfen Weltlauf erhalten kann.“

An dieser Stelle wurzelt das, was Spranger als die „Magie der Seele“ bezeichnet. Mit ihrer Hilfe gelingt die geforderte Überwindung der großen Negativitäten des Lebens ins Positive. Das hat mit irgendwelchen okkulten Praktiken nicht das mindeste zu tun, vielmehr beruht sie auf einer Umwendung des Blicks, auf einer „Verlagerung des Realitätsaccentes“. Der Mensch sucht nicht mehr durch zauberische Mittel die Außenwelt zu verändern, sondern wendet sich nach innen, in die Tiefen der eigenen Seele, und erfährt hier das Geheimnis einer neuen Kraftgewinnung. Aber er erfährt zugleich, daß er diese nicht aus eigener Anstrengung allein hervorbringen kann, sondern daß sie ihm nur zugänglich wird, wenn sie ihm zugleich irgendwie geschenkt wird. Und das eben macht den Charakter des „Magischen“ aus, daß er zugleich in Verbindung mit einem „Höheren“ tritt. [651/652]

In dieser Erfahrung findet Spranger einen neuen Zugang zum Christentum, wenn er auch selber bescheiden bemerkt, daß ihn die eigenen Betrachtungen „nur bis an die Pforten des Christentums“ führen, und wenn er in diesem Sinn seine Überlegungen in betonter Zurückhaltung als „religionsphilosophische Vorspiele“ bezeichnet. Spranger sieht im Christentum „eine Magie der Seele, die aus tiefstem sittlichem und religiösem Ernst erwächst“. Was im primitiven Denken das Fehlen der Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt war, dies ursprüngliche Einssein mit dem Gegenstand, das vergeistigt sich hier zu einer „geheimnisvollen Uridentifikation“ mit dem Göttlichen. Hier geschehen auch heute noch Wunder. Hier, „in der Einzelseele, vollzieht sich immer wieder die magische Begegnung zwischen Welt und Überwelt“. Wir werden die Frage nach der Berechtigung einer solchen Auslegung des Christentums, die Spranger selbst mit so betont zurückhaltender Behutsamkeit vorträgt, nicht mit vergrößernden Argumentationen zu entscheiden wagen, denn uns geht es hier um ein ganz anderes: den Zug der überlegenen Alterseinsicht, der sich in dieser Auffassung von der Magie der Seele ausspricht, die Verinnerlichung der ganzen Betrachtung. „Am rohen Weltlauf wird nichts geändert - er hat seine Ordnung für sich - aber die Seele hat, von Gott ergriffen, die Kraft, alles für sich in das Gegenteil zu verwandeln, aus dem Negativen das Positive zu gewinnen.“ In seiner letzten religiösen Verwurzelung gründet sich diese überlegene Weisheit.

Mit dieser Verwandlung im Innern des Menschen verändert sich zugleich die gesamte umgebende Welt. Es ist, als ob die sichtbar erscheinenden Dinge ihre Festigkeit verlören und durchscheinend würden in Richtung auf eine hinter ihnen erscheinende tiefere Wirklichkeit. Es ist die Tiefendimension des Metaphysischen, von der Spranger spricht. Es ist die Ahnung einer höheren Welt. „Nur die werthaltige, die von zeitüberlegenen Gehalten durchwaltete Welt, ist die wahre Welt.“ Auch unser eignes Leben verliert seine bisherige Festigkeit und gewinnt eine ähnliche metaphysische Tiefendimension. Wie sich im Alter die bisherige Einheit von Seele und Leib zu lockern beginnt und die Seele oft gradezu gegen den behindernden Leib ankämpfen muß, so erscheint auch der Tod nicht mehr als die letzte Grenze des Lebens. „Die Werte unseres Daseins gehen in der Welt nicht auf, in der das Leben mit dem Tode endet.“ Er spricht von einer „höheren Welt“, einem „höheren Licht“ usw. So ist es überall ein tieferer Sinn, der in dem Dunkel dieser Welt aufleuchtet. Aber er ist nur in dem ahnenden Gemüt zu erfassen, nie in ein festes Wissen zu verwandeln. „Alles bleibt Halbdunkel, denn die positiven Momente leuchten nur flüchtig auf.“ In diesem Sinn spricht Spranger dann im genaueren vom „unbekannten Gott“, der uns in dieser Dunkelheit erscheint.

Aber das Dunkel hat selber nicht mehr den negativen Charakter des von der Wissenschaft noch nicht Erhellten und vielleicht überhaupt nicht Erhellbaren, sondern bezeichnet jetzt positiv den geheimnisvoll hintergründigen Tiefencharakter der Wirklichkeit, ein Transparent-werden der Welt in ihrer ganzen Hintergründigkeit, die etwas anderes ist als die frühere Transzendenz der ewigen Werte; denn diese sind zwar jenseitig und absolut, aber vom Menschen in voller Klarheit zu erfassen. Hier aber gehört die Dunkelheit, und zwar als geheimnisvoll aufleuchten lassendes

Halbdunkel im Unterschied zur leeren, nichts ahnen lassenden Finsternis, zum positiven Charakter des Lebens. Es dürfte nicht zu weit hergeholt sein, diese an zahlreichen Wendungen immer neu durchscheinende Haltung mit den Alterswerken großer Maler, etwa des alten Rembrandt oder des alten Tizian, in Zusammenhang zu bringen, bei denen sich ebenfalls die festen Umrisse der sichtbaren Dinge in einem geheimnisvollen Halbdunkel aufzulösen beginnen und nur noch wie vorübergehende Erscheinungen eines tieferen Grundes wirken, um darin einen allgemeinen Zug der weltüberlegenen Altersweisheit und Altersreligiosität zu erkennen,

Und endlich noch ein letzter Zug, der ebenfalls für diese überlegene Altershaltung bezeichnend zu sein scheint: Es ist eine neue Heiterkeit, die über dem ganzen liegt und die ebenfalls aus dem größeren Abstand zu den Dingen aufzusteigen scheint. Waren es zunächst die leidvollen Erfahrungen, die den Menschen zur Vertiefung seines Wesens nach innen hin führen, so betont Spranger in dem letzten dieser Vorträge, daß sich Gott auch in der Seligkeit offenbart. Das gelingt allerdings erst am Ende eines langen und schweren Weges. Spranger betont es selbst „Es gehört ein Reifungsprozeß dazu, um Gott in der Gestalt der höchsten Seligkeit zu erkennen.“ Aber dahin gelangt nur, wer zuvor auch durch alle Schmerzen dieser Welt hindurchgegangen ist. Und so wird auch sogleich die Ergänzung hinzugefügt: „Dieses Reifen gelingt nur, wenn man ebenso tief aus dem Kelch des Leidens trinkt.“ Nur im Durchgang durch diese ergibt sich das tief beruhigende Gefühl einer letzten Geborgenheit, das Spranger in der christlichen Sprache bezeichnet als „in den Armen der göttlichen Liebe zu ruhen“. [653/654]

Mit dem Vortrag über den „unbekannten Gott“ vom Jahre 1951 brechen die dem religiösen Problem gewidmeten Schriften ab. Es scheint, daß in ihnen eine letzte Grenze erreicht ist, bis zu der der philosophische Gedanke eben noch vordringen kann und über die er nicht hinausgehen darf, wenn die erstrebte „Auflockerung des religiösen Bewußtseins“ nicht in eine neue Verfestigung umschlagen soll. Spranger wendet sich jetzt wieder unmittelbar den pädagogischen Fragen zu, von denen er seinerzeit ausgegangen war. Gewissermaßen als Übergang zu den eigentlichen pädagogischen Schriften werfen wir noch einen Blick auf die unter dem Titel „Kulturfragen der Gegenwart“ zusammengefaßten Reden; denn durch die Gegenüberstellung des früheren Vortrags über „die Kulturzyklentheorie und das Problem des Kulturverfalls“ vom Jahre 1926 mit dem sich inhaltlich eng damit berührenden, 1953 gehaltenen Vortrag „Ist der moderne Kulturprozeß noch lenkbar?“ muß sich besonders deutlich erkennen lassen, wie weit man von einer Änderung der Grundhaltung sprechen kann.

Die erste Abhandlung war aus der Auseinandersetzung mit Spenglers kulturpessimistischer Lehre vom unvermeidbaren „Untergang des Abendlandes“ entstanden. Spranger wehrt sich hier gegen die organologische Auffassung vom Geschichtsverlauf, nach der Aufstieg und Niedergang einer Kultur zwangsläufig aufeinander folgen. Demgegenüber geht er auf die unaufhebbare Spannung „zwischen der objektiven Kultur und den sie tragenden Kultursubjekten“ zurück. Allein aus der Anstrengung der die Kultur tragenden einzelnen Menschen ergibt sich für ihn der Sinn der Geschichte. „Ihr eigentlicher Inhalt besteht ... in den Renaissance des scheinbar Abgelebten, das aber unverlierbaren Gehalt besitzt, und ebenso in dem durchaus Neuen, das in dem sittlichen Ringen der Geister von Stunde zu Stunde erkämpft werden muß.“ Von der „sittlichen Verantwortung der zukunftgestaltenden Tat“ hängt also der gute oder böse Verlauf der Geschichte ab. Das ist voller Vertrauen und Selbstgewißheit gesagt, ganz im Widerspruch zum Pessimismus Spenglers. In diesem Sinn deutet er auch das Krisenbewußtsein der damaligen Zeit: „Gerade darin liegt die lebendige Funktion des Verfallsgefühls und der Fortschrittssehnsucht, daß sie die messianische Erwartung wecken. Erwartung aber beflügelt die Tat.“ So sieht er im Appell an das Gewissen vertrauensvoll der Zukunft entgegen.

Ganz anders aber wirkt ein Vierteljahrhundert später der Vortrag „Ist der moderne Kulturprozeß noch lenkbar?“ Schon die Fragestellung ist bezeichnend. Wir haben wenig Hoffnung, die Kultur,

[654/655] die doch einmal vom Menschen geschaffen ist, zum Heile des Menschen zu lenken. „Das Steuer ist uns längst entglitten.“ Und resigniert wandelt Spranger das vertraute Goethewort ab:

Schmerzliches Gefühl der Gegenwart!
Wo bleibt da die Hoffnung?

Das Bild ist sehr viel düsterer, weil die Not inzwischen sehr viel drängender geworden ist. Und dennoch ist untätige Resignation nicht Sprangers letztes Wort, und von der schonungslosen Aufdeckung der Symptome und der sich daraus ergebenden Problematik wendet er sich zur Therapie. Die Entscheidung über das Schicksal unserer Kultur liegt bei dem einzelnen: „Wir brauchen im Abendlande einen neuen Menschentypus ..., der sich an seiner kleinen Stelle für das Ganze der Kulturbewegung mitverantwortlich weiß.“ Aber er muß erkennen: „Die geistige Elite, die so etwas vollbringen könnte, ist heute noch gar nicht da.“ Sie hervorzubringen bleibt die Aufgabe einer verantwortungsbewußten Pädagogik. „Die Erziehung ist damit vor die größte Forderung gestellt, die sich denken läßt.“ Das Entscheidende daran bleibt die „Erziehung zum Gewissen, also zur Verantwortung, zuletzt zur weit ausgreifenden Kulturverantwortung“. Wenn Spranger von dieser Erziehung auch bekennt: „Ich sehe davon nicht viel“, so zieht er sich damit doch nicht in ein enttäushtes Schweigen zurück. Er bleibt der unerbittliche Mahner. Das Kantische Ethos einer unbedingten Pflichterfüllung bleibt bis zum letzten Augenblick in ihm wirksam. Und darin liegt seine Größe.

Überblickt man jetzt Sprangers Schriften der letzten Jahre im ganzen, so steht man zunächst betroffen durch die verwirrende Vielzahl der Arbeiten. Gewiß, manches führt nur frühere Gedankengänge weiter fort, manches ist zu bestimmten Gelegenheiten geschrieben, es bleibt trotz allem ein erstaunlicher Reichtum der Themen. Aber dennoch heben sich in dieser Reihe drei Schriften heraus, die (wie Spranger selbst betont) untereinander eng zusammengehören und die man zusammengefasst als Kernstück von Sprangers Schaffen in seinem achten Lebensjahrzehnt auffassen kann. Es sind dies die drei kleinen Bände „Der Eigengeist der Volksschule“ (1955), „Der geborene Erzieher“ (1958), „Das Gesetz der ungewollten Nebenwirkungen in der Erziehung“ (1962).

Hatte der zuletzt behandelte Vortrag und andre, die in dem genannten Band zusammengefasst sind, sich mit der Verantwortung der Pädagogik gegenüber dem Schicksal der Gesamtkultur beschäftigt, so wendet er sich hier in einem ganz elementaren Sinn den [655/656] schulischen Einrichtungen zu, in denen die Erziehung in der einfachsten Form geschieht, der Volksschule. In einem vereinfachenden Sinn (der bei der großen Verzweigkeit des Sprangerschen Denkens immer vergrößernd bleibt) kann man sagen, daß der Schwerpunkt der Sprangerschen Pädagogik in den jüngeren Jahren auf der höheren Schule gelegen hatte. Sein Ansatz ist mit Recht unter dem Begriff der Kulturpädagogik gefaßt worden, obgleich Spranger selbst dies Wort meines Wissens nicht zur Bezeichnung seines eignen Standpunkts verwendet. Es ging ihm in der Erziehung in erster Linie um die Verlebendigung der Kulturwerte in der Seele des heranwachsenden Menschen, und dieser Vorgang mußte naturgemäß am stärksten in den reicherem, ausgereifterem, nur in der höheren Schule erreichbaren Kulturbereichen interessieren. Jetzt aber wendet er sich entschieden den ganz einfachen, grundlegenden Formen der Schulerziehung, eben der Volksschule, zu.

In der ersten dieser kleinen Schriften sucht Spranger ausdrücklich die Volksschule in ihrem „Eigengeist“, also in ihrem selbständigen Wesen und nicht als bloße Vorform höher führender Schulen zu begreifen. Es würde hier zu weit führen, den Weg zu verfolgen, der von Sprangers ersten Anfängen zu dieser abschließenden Stellungnahme hinführt, dabei die gleichbleibenden Grundgedanken und die entscheidenden Wendungen herauszuarbeiten. Als unmittelbare Vorstufe muß der Vortrag über „die Volksschule in unserer Zeit“ vom Jahre 1950 genannt werden.

Während er dort aber sehr viel weiter ausholend die verschiedenen Aspekte zu einem neuen Gesamtbild der Volksschule zusammenzufügen sucht, drängt er hier sehr viel stärker auf die bestimmende Mitte zu, von der her die Volksschule in ihrem Eigenwesen zu bestimmen ist.

Der Übergang zur neuen Hinwendung wird durch Einsichten ermöglicht, die sich ihm im Zusammenhang mit der „Magie der Seele“ erschlossen hatten. Dort hatte er nach dem bleibenden Sinn urtümlicher Bewußtseinsschichten, insbesondere des magischen und mythischen Bewußtseins, gefragt. Hieran knüpft er jetzt neu an. Es gilt, so betont er, den „eigentümlichen Reichtum der Frühstufen“ zu bewahren, „weil in ihnen etwas für die reife Stufe Unentbehrliches sich ausbildet, das als Fundament erhalten bleiben muß“, weil der Mensch nämlich „noch als Erwachsener aus den frühen, kindlichen Seelenschichten schöpft, obwohl sie mannigfach rational überbaut sind“. Diese frühe kindliche Welt zu pflegen, damit sie auch später noch unter den veränderten Verhältnissen des Erwachsenen tragfähig bleibt, darin sieht Spranger die besondere und eigen- [656/657] tümliche Aufgabe der Volksschule. Es geht in ihr um „das kunstvolle Bewahren und Pflegen von Seelengestalten, über die das junge Menschenwesen schließlich hinauswachsen wird, von denen aber gewisse Momente verwandelt erhalten bleiben müssen, wenn nicht Weltbezüge verloren gehen sollen, ohne die der Mensch nicht zum vollen geistig lebendigen Menschen werden kann“. Die Eigenbedeutung der Volksschule wird hier also nicht bloß entwicklungspsychologisch begründet, aus der vorübergehenden Eigenart des kindlichen Seelenlebens, sondern tiefer aus der Verwurzelung in diesen magischen und mythischen Untergründen des Geistes. Die Berücksichtigung der kindlichen Eigenart ist also kein bloß didaktisches Prinzip, sondern bezeichnet ein zu bewahrendes Moment des menschlichen Geistes.

Aus diesem Ansatz erwächst die Forderung nach der Berücksichtigung der kindlichen Eigenwelten, d. h. der besonderen, aus der individuellen Mitte eines bestimmten Trägers aufgebauten Umwelten im Unterschied zu der für alle gleichen neutralen theoretischen Welt. Von Uexkülls Umweltlehre wird hier erneut pädagogisch fruchtbar gemacht. Urform aller kindlichen Eigenwelten ist die Heimat, das Wort im weitesten Sinn genommen. Sie steht darum für Spranger im Mittelpunkt der Volksschularbeit. Hierbei kann er wiederum auf eine lange zurückliegende Arbeit „Der Bildungswert der Heimatkunde“ (1923) zurückgreifen. Spranger betont in diesem Zusammenhang auch den Wert des Volkstümlichen, dem „eine warme Seelennähe eigentümlich ist“, und die über die Schule hinausgreifende Aufgabe des Lehrers als Pfleger des Volkstümlichen. Das Verhältnis zur Heimat ist letztlich magisch begründet. Hier liegt ein solcher tief durchseelter Bereich vor, aus dem alle tieferen seelischen, insbesondere auch die religiösen Kräfte erwachsen; denn „im Reich der Seele geht es immer magisch zu“.

Allerdings darf man Spranger hier nicht mißverstehen. Die große Aufgabe der Schule, den Menschen in die große Welt einer gemeinsam übergreifenden Kultur hinüberzuführen, in Sprangers Ausdrucksweise, den Menschen „kulturfähig“ zu machen, wird keineswegs übersehen. Darüber hinaus betont Spranger mit Nachdruck, daß der Mensch im Unterschied zu allen andern Lebewesen, die jeweils an eine spezifische Umwelt gebunden sind, „das Privileg der Konstruktion einer für alle Wesen gültigen Realität besitzt“. Diese im kindlichen Geist in der richtigen Weise aufzubauen, stellt ebenfalls die Volksschule vor entscheidende Aufgaben. Darum betont er „das Denkenlehren und Denkenlernen“. „Die Volksschule ist die [657/658] erste Schule selbständigen Denkens.“ Aber diese Aufgaben hat die Volksschule mit allen andern Schulen gemeinsam, sie machen nicht das Besondere der Volksschule aus und konnten darum am Rande bleiben, wo es galt, die sie von andern Schulen unterscheidende Eigentümlichkeit der Volksschule herauszuarbeiten. Diese faßt Spranger hier in der Bestimmung zusammen: „Die Volksschule ist die pädagogische Brücke zwischen den Eigenwelten und der einen maßgebenden Kulturwirklichkeit.“ Daraus ergibt sich ihre doppelte (aber immer als Einheit zu fassende) Aufgabe: das Fundament in den kindlichen Eigenwelten so sicher wie möglich zu legen, „die Gärten der Eigenwelten verschiedenster Bedeutung anzubauen“, wie zur Eingliederung in eine gemeinsame objektive Kul-

turwelt so hinzufügen, daß das frühere Fundament dabei nicht zerstört wird. Die zweite Richtung hat man immer gesehen und oft allzu unbedenklich verabsolutiert. Darum liegt der Nachdruck dieser Schrift auf der ersten Richtung, der behutsamen Pflege der engeren kindlichen Eigenwelt. Ob freilich die gelegentliche Bemerkung, daß die Volksschule, die (bisher) mit dem 14. Lebensjahr abschließt, nicht weit über das mythische Bewußtsein hinausgreifen könne, als letztes Wort zu nehmen ist, wäre noch zu fragen, aber das läge sicher nicht im Sinne Sprangers, der gegenüber manchen modernen Bestrebungen die Notwendigkeit der Verfrühung in der Schule mutig hervorhebt, ja gelegentlich gradezu von einer „Tugend der Verfrühung“ spricht. Zu fragen wäre hier allerdings auch im umgekehrten Sinn, ob die Aufgabe einer solchen vorsichtigen Bewahrung der im magischen Bewußtsein liegenden Grundlagen nicht auch in manche Zweige der höheren Schule hinüberreicht.

Sprangers (bisher) letzte größere Arbeit ist sein kleines Buch „Das Gesetz der ungewollten Nebenwirkungen in der Erziehung“. Es ist hier wiederum nicht der Ort, über den Inhalt des Buchs im einzelnen zu berichten. Es kommt nur darauf an, die in ihm liegende Grundhaltung zur Erziehung und zum Leben im ganzen als Ausdruck überlegener Altershaltung herauszuheben. Denn auch dieses Buch verstehen wir aus den Schwierigkeiten und enttäuschenden Erfahrungen des Lebens und dem Bestreben, die sinnfeindlichen Erfahrungen aus höherer Warte ins Positive zu verwandeln. Auch hier kann man wieder sagen: Die Erfahrungen als solche sind nicht neu. Daß man den Erfolg seines Handelns nicht in der Hand hat und daß oft etwas anderes dabei herauskommt, als man beabsichtigt hatte, das hat jeder Mensch und insbesondere jeder Erzieher immer [658/659] wieder schmerzhaft erfahren müssen. Neu ist hingegen die Art und Weise, wie diese Erfahrungen in das Ganze des erzieherischen Tuns einbezogen und in ihm verstanden werden.

Das „andere“, das hier herauskommt, diese „Nebenwirkung“, ist wohl noch in einer doppelten Richtung zu verstehen. Sie kann einmal etwas von dem Gewollten Verschiedenes bedeuten. Dieses kann mehr oder weniger sein oder auch jenseits dieser Alternative nur eben anders sein. Diese Nebenwirkung kann dann wiederum noch erwünscht noch unerwünscht sein. Spranger bemerkt einmal, daß es auch im positiven Sinn überraschende Nebenwirkungen gibt, aber er geht darauf im Zuge seiner Betrachtungen nicht weiter ein. Aber es gibt darüber hinaus noch den Grenzfall, in dem die Bezeichnung Nebenwirkung kaum noch sinnvoll angewandt werden kann. Das ist das wirkliche Mißlingen der erzieherischen Absicht. Der Erzieher kann bei seiner Bemühung auch schlechthin scheitern. Spranger verfolgt in der Durchführung die verschiedenen Formen und Stufen dieser Nebenwirkungen.

Mit einer solchen Fragestellung dringt die pädagogische Besinnung in eine ganz neue Tiefe. Gesehen, sagte ich, hat man diese Nebenwirkungen zwar immer. Sie mußten sich ja jeder erzieherischen Erfahrung in bedrückender Weise aufdrängen. Aber man nahm sie als etwas Zufälliges und darum im letzten Vermeidbares. Nur die Ungeschicklichkeit des Erziehers ist es, wenn er mit seinem Tun nicht zum erstrebten Ziel kommt. Spranger aber erkennt, daß es sich hier um etwas Notwendiges handelt. Und dadurch wird das, was bisher das pädagogische Handeln nur von außen her begrenzte, in dieses Handeln selber hineingenommen. So kann Spranger gradezu von einem „Gesetz“ der ungewollten Nebenwirkungen sprechen. Indem sie als notwendig verstanden werden, verlieren sie den Charakter des bloß störenden Zufalls, des „dummen“ Zufalls. Und insofern betont er: „Wenn von einem Gesetz gesprochen werden darf, erfährt das unheimlich Irrationale doch eine Art von Milderung, und was zum Pessimismus Anlaß geben könnte, wird zugleich von einem tröstlichen Schimmer gefärbt: hier waltet ein Regelfall des Lebens.“

Besonders aufschlußreich ist in unserm Zusammenhang der extreme Fall: das wirkliche Mißlingen des erzieherischen Versuchs. Es liegt schon darin begründet, daß man im Unterschied zum rein technischen Vorgehen den Erfolg der erzieherischen Maßnahmen nie vorausberechnen

kann, weil hier die Freiheit des andern Menschen mit ins Spiel kommt. Es gilt vielmehr klar zu erkennen, „daß das Mißraten unserer Pläne und das Auftreten von störenden Faktoren zum Wesen der Erziehung gehört“. In der Auseinandersetzung [659/660] mit der Freiheit des andern Menschen wird die Erziehung zum Kampf. Sie ist wesensmäßig ein Kampf. Darin liegt die Möglichkeit begründet, daß sie zum ermüdenden „Kleinkrieg“ absinkt, aber darin offenbart sich auch ihr letztes Wesen: die Erweckung des jungen Menschen zum eignen Leben. Der Begriff der Erweckung tritt überhaupt in den späteren Schriften Sprangers zur Bezeichnung einer letzten und tiefsten Funktion der Erziehung immer stärker in den Vordergrund. Er hatte diesen Begriff schon in seinen frühen Büchern am Vorbild des Sokrates entwickelt. Jetzt aber erscheint ihm die sokratische Maieutik, wie er gelegentlich einmal bemerkt, vielleicht doch „zu einseitig intellektuell“, und der Begriff nähert sich beim späten Spranger immer mehr der existentiellen, um nicht zu sagen religiösen Sphäre. Der Kampf, von dem wir sprachen, ist jene existentielle Begegnung, in der der Erzieher selber sich in seinem innersten Sein einsetzen muß und in der er versagt, wenn er selber nicht ganz echt ist. „Gewissen begegnet dem Gewissen.“

Hervorzuheben sind als Abschluß noch die „Grenzgedanken“, mit denen Spranger diese Betrachtungen ausklingen läßt. Es ist auch hier der Hintergrund des Tragischen. Auch für den Erzieher gilt, was wir zuvor als allgemeine menschliche Grunderfahrung herausgehoben hatten: „Nicht im sieghaften Erfolg, sondern im Leiden und Lieben offenbart sich das Geheimnis des Menschseins ganz.“ Aber grade hier stoßen wir noch einmal auf das Grundproblem dieser späten Schriften, das der Umwendung des Negativen in ein Positives. In diesem Sinn faßt Spranger das Ergebnis unter ausdrücklicher Aufnahme der anfänglichen Fragestellung in den Satz zusammen: „Das Ungewollte gerade ist das, was dich stark macht. Das harte Schicksal erst treibt die Kraft der Liebe in dir empor.“ Wie er früher Toynbees Gedanken von Herausforderung und schöpferischer Antwort aufgenommen hatte, so erscheint auch hier der Mißerfolg als das, was den Erzieher zu immer erneuter Selbstprüfung, zu immer größerer Vertiefung in sich selbst und zu immer stärkerer Anstrengung zwingt und was insofern als etwas letztlich Sinnvolles in sein Leben aufgenommen werden muß.

Und endlich noch ein letzter Gedanke: Indem wir uns dem gedanklichen Inhalt der Bücher dieser letzten Schaffensperiode zugewandt haben, ist uns ein allgemeiner Zug an ihnen aus dem Auge gekommen, den wir jetzt abschließend noch hervorheben müssen und in dem sich in einer besonderen Weise die weltüberlegene Haltung des Alters zu verkörpern scheint: Das ist die Hinwendung zum [660/661] Einfachen. Sie zeigt sich schon im Gegenständlichen. Die komplizierteren kulturphilosophischen Analysen, wie sie etwa in den Berliner Akademie-Abhandlungen vorgelegt werden, treten zurück. Auch die religionsphilosophische Besinnung kommt nach dem Vortrag „Der unbekannte Gott“ zum Schweigen. Gegenüber dem Höhenflug des Spekultativen betont er das „Schlichtmenschliche“. Die einfachen Fragen des erzieherischen Alltags treten in den Vordergrund, und innerhalb der Schule gilt seine besondere Liebe jetzt der unscheinbaren einfachen Grundform, der Volksschule. Er spricht gern zu angehenden Volksschullehrern. Und innerhalb des Unterrichts betont er besonders die „Fruchtbarkeit des Elementaren“, die er auch in einem besondern Aufsatz herauszuarbeiten sucht.

Das gilt aber zugleich von der ganzen Art der Darstellung, die immer einfacher wird. An einer Stelle glaubt er sich sogar wegen seines einfachen Stils entschuldigen zu müssen (sofern diese Entschuldigung nicht leicht ironisch gemeint ist gegenüber der Vorliebe unsrer Zeit für das Verworrene und Dunkle). Zwar ist die Einfachheit im Sinne der Durchsichtigkeit und Klarheit von Anfang an ein entscheidendes Kennzeichen von Sprangers Stil gewesen. Und doch ändert sich dieser Stil in Richtung auf eine immer anspruchslosere Form. Es wäre Gegenstand einer eignen lockenden Untersuchung, am Stil selber diese Wandlung zu verfolgen, die vor der zielstrebig gestrafften Gedankenführung der früheren Bücher immer mehr zu einer lockeren Darstellung hin-

führt. Zwar ist immer noch der gedankliche Aufbau bis ins letzte durchkonstruiert und ist diese Ordnung auch jetzt noch gern schon äußerlich durch die Bezifferung der Gedankenglieder hervorgehoben, aber sie geschieht jetzt nicht mehr so klar im Zuge der Gedankenführung selbst, als vielmehr in der Form einer frei über seinem Gegenstand verfügenden Komposition. Bezeichnend für diese Weise der Darstellung ist die Bemerkung im Vorwort seines letzten Buchs: „Es kommt - wie bei einer botanischen Exkursion - darauf an, einen Weg zu wählen, auf dem man möglichst viele und problematische Stellen berührt.“ Das ist nicht mehr der Stil einer Abhandlung mit dem konstruktiv fortschreitenden Aufbau des Problems, sondern der einer rückblickenden Übersicht vom überlegenen Standpunkt. Er ist - im gleichen Bild gesprochen - nicht mehr auf einer Exkursion, wo in jedem Augenblick etwas unvorhergesehen Neues begegnen kann, sondern aus dem Umkreis der gewonnenen Einsichten teilt er in einer sorgsam abgewogenen Weise mit, was er für die Hörer (und Leser) für dienlich hält. Er selbst steht dabei über der Sache.

Anhang:

Zu Eduard Sprangers achtzigstem Geburtstag*

Wer könnte sie alle zählen, deren Gedanken zum 27. Juni nach Tübingen wandern in die schlichte Gelehrtenstube am Botanischen Garten, um den achtzigjährigen Eduard Spranger dankbar zu grüßen? Sie sind nicht zählbar, denn unter ihnen sind viele, die ihr Gedenken in ihrem Herzen verschließen, weil sie wissen, wie die Überfülle von Glückwünschen auch bedrücken und belasten kann. Aber trotzdem werden Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit in übergroßer Menge aus der ganzen Welt ihn erreichen. In Japan hat sein Wirken in den dreißiger Jahren tiefe Eindrücke hinterlassen, in Griechenland haben nahestehende Freunde seinen Büchern durch eigene Übersetzung den Weg bereitet. In den USA und in Südamerika, in der Schweiz und in Frankreich, Italien, in Schweden und England, um nur diese zu nennen, finden sich Sprangerfreunde. Hinter der unser Vaterland zerreißen Grenze werden nicht wenige verschwiegen an ihn denken. In der Bundesrepublik kommen Stimmen liebender Verehrung nicht nur aus den kulturellen Mittelpunkten des geistigen Lebens, sie kommen nicht nur von den Universitätskollegen, sondern auch aus den kleinen Städten und Dörfern des Südens und Nordens, überall von dort, wo Lehrer und Erzieher, wo Männer und Frauen um die geistige und charakterliche Entwicklung der ihnen anvertrauten Kinder sich mühen.

Es ist das Besondere an dem Jubilar, daß er, der auf die studentische Jugend und die Jugend in den sozialpädagogischen Schulen in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in Berlin und weit darüber hinaus geradezu faszinierend wirkte, auch noch in seinem achten Lebensjahrzehnt die mitreißende Kraft besitzt, um Studenten, die aus der Gefangenschaft zu ihm drängten, und werdende Lehrer und Erzieher der heutigen Zeit in seinen Bann zu ziehen. In seinen Bann? Nein, in den der Aufgabe, die ihnen mit ihrem Dasein gesetzt ist oder die ihr Beruf ihnen stellt. Für beides öffnet Spranger ihnen die Augen. Er ist berühmt geworden als Verfasser der „Jugendpsychologie“, aber daß dieser Verfasser, der an dem einmal gezeichneten Bild, das er mit Künstlerhand entwarf, nichts ändern will, die Jugend doch unermüdlich weiter beobachtet, um die Richtigkeit dieses Bildes immer neu zu prüfen und im Geiste durch neue Züge zu bereichern, das wissen die wenigsten. Seine „Jugendpsychologie“ ist ihm nicht Dogma, aber er wacht darüber, daß nicht durch oberflächliches Sehen das Eigentliche im Bilde der neuen Jugend verdeckt wird, denn er liebt diese Jugend. Weil er sie liebt, wird er, der Philosoph und theoretische Pädagoge,

* In: Blätter des Pestalozzi-Fröbel-Verbandes Jg. 13, 1962, S. 101 f.

auch zum praktischen Erzieher, in dem die Leidenschaft des Geistes brennt, der sein Denken in den Dienst der Erziehung dieser Jugend stellt. Er will nicht Menschen machen nach seinem Bilde, sondern er will die jungen Menschen ihr eigenes Bild selbst finden lassen, das er in den Grundzügen ahnt und um das er sich unablässig müht. Erzieher der Erzieher wird er, der strengste Disziplin des Denkens fordert und dieses Denken doch nicht als das Letzte ansieht. Entwicklung des Guten im Menschen, einer Ordnung der Werte, die im Leben gelten, und Pflege des selbständigen Gewissens stehen bei ihm höher und verlangen seine ganze Kraft. Daß die pädagogische, d. h. die fordernde Liebe dazukommen muß, wenn in Elenden und Verwahrlosten oder im geistig Geschulten, aber rein auf sich Bezogenen eine eigentliche Tiefe erschlossen werden soll, lebt er vor – es gibt wenige an den Universitäten, deren Menschentum diese pädagogische Liebe verkörpert.

überblickt man das Leben Sprangers, so fällt noch ein anderer Zug seines Wesens auf, der heute selten zu finden ist: die Fähigkeit zur Freundschaft. Auch mit jungen Menschen, die erst jetzt zu ihm gekommen sind, haben sich echte Freundschaften gebildet, aber der ganze Reichtum seiner Freundschaftsfähigkeit kommt doch in den Bindungen zum Ausdruck, die sich über viele Jahrzehnte erstrecken und die in die Ewigkeit reichen. Freundschaft offenbart bei ihm ihre tiefe Schönheit und ihre stärkende Kraft. Was ihn zu ihr fähig macht, ist wohl die Bescheidenheit des Herzens, die den Freund voll in den Blick nimm! und sich selbst dabei vergißt, und die Ehrfurcht, die nicht zudringlich fragt, sondern ahnend das Verborgene erfaßt. Er vermag in vollendeter Form mit der schönen klaren Handschrift sich dem Freund brieflich zu erschließen, läßt ihn teilnehmen an neuen Erkenntnissen und Entscheidungen und bewahrt doch ein Letztes, nur ihm Eigenes für sich. Und er kann Treue halten über die Jahre hinweg, in denen der Freund verstummt oder in denen ihre Wege sich vorübergehend trennten, über äußere Verschiedenheit der Lebensführung schlägt seine Freundschaft Brücken. Ein besonderes Zeugnis für die Tiefe freundschaftlicher Verbundenheit ist der jüngst veröffentlichte Briefwechsel mit dem großen Historiker Friedrich Meinecke, der, ihm um zwanzig Lebensjahre voraus, auch ein Künstler der Freundschaft war. Bewegend ist auch der Nachruf, den er dem griechischen Freund Louvaris widmet und an dem man spürt, mit wieviel Liebe und gutem Verstehen er diesen durch sein Leben begleitet hat. Daß in jüngster Zeit beim Zusammentreffen Sprangers mit Albert Schweitzer in Deutschland aus der kurzen Begegnung eine echte Freundschaft erwuchs, wertet er als besonderes Geschenk. Es grenzt last ans Wunderbare, wie die Pflege solcher Beziehungen zu einer derartig großen Zahl von Menschen von Spranger überhaupt bewältigt werden kann, wird aber verständlich, wenn man weiß, wie unerbittlich streng sein Tag geordnet ist und wie er sich auf das Nächstliegende zu konzentrieren vermag.

Der Pestalozzi-Fröbel-Verband hat das Glück gehabt, vom zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts an Eduard Spranger in seinen Reihen sehen zu dürfen. Als Interpret des Wo/Jens derjenigen, deren Namen der Verband trägt, als Wegbereiter zur Durchsetzung der Verbandsziele in der heutigen Zeit, als Anwalt des Besten, was Frauen in der Erziehungsarbeit zu geben haben, und als ernster Mahner in gefährdenden Situationen hat er für ihn gewirkt und hat dann, von Berlin nach Tübingen übergesiedelt, vom Süden aus das Wiedererstehen des Verbandes mit unterstützt. Unvergessen bleibt, wie er genau vor zehn Jahren vor einer großen Versammlung von Lehrern und Kindergärtnerinnen, Jugendleiterinnen und Eltern in Frankfurt am Main sich zu Fröbel bekannte, wie er in Jugenheim bei einer Arbeitstagung des Verbandes das Berufsbild der Jugendleiterin mit entwickeln half und wie er bei der Wachablösung des Vorstands in Mannheim 1958 plötzlich erschien und die Vergangenheit beschwor im Blick auf die Zukunft. Wenn er auch heute nicht mehr an Vorstandssitzungen teilnehmen kann, so erfahren einzelne Glieder des Verbandes immer wieder dankbar seinen Rat und seine Unterstützung, seine Aufmunterung und seine klärende Kritik. An seinem achtzigsten Geburtstag muß das Gefühl tiefer Dankbarkeit einmal zum Ausdruck kommen, das den Verband erfüllt. Es verbindet sich mit dem Wunsch, daß der

Jubilar auch weiterhin der getreue Eckart für ihn bleiben möge, der er bisher war.
Luise Besser